

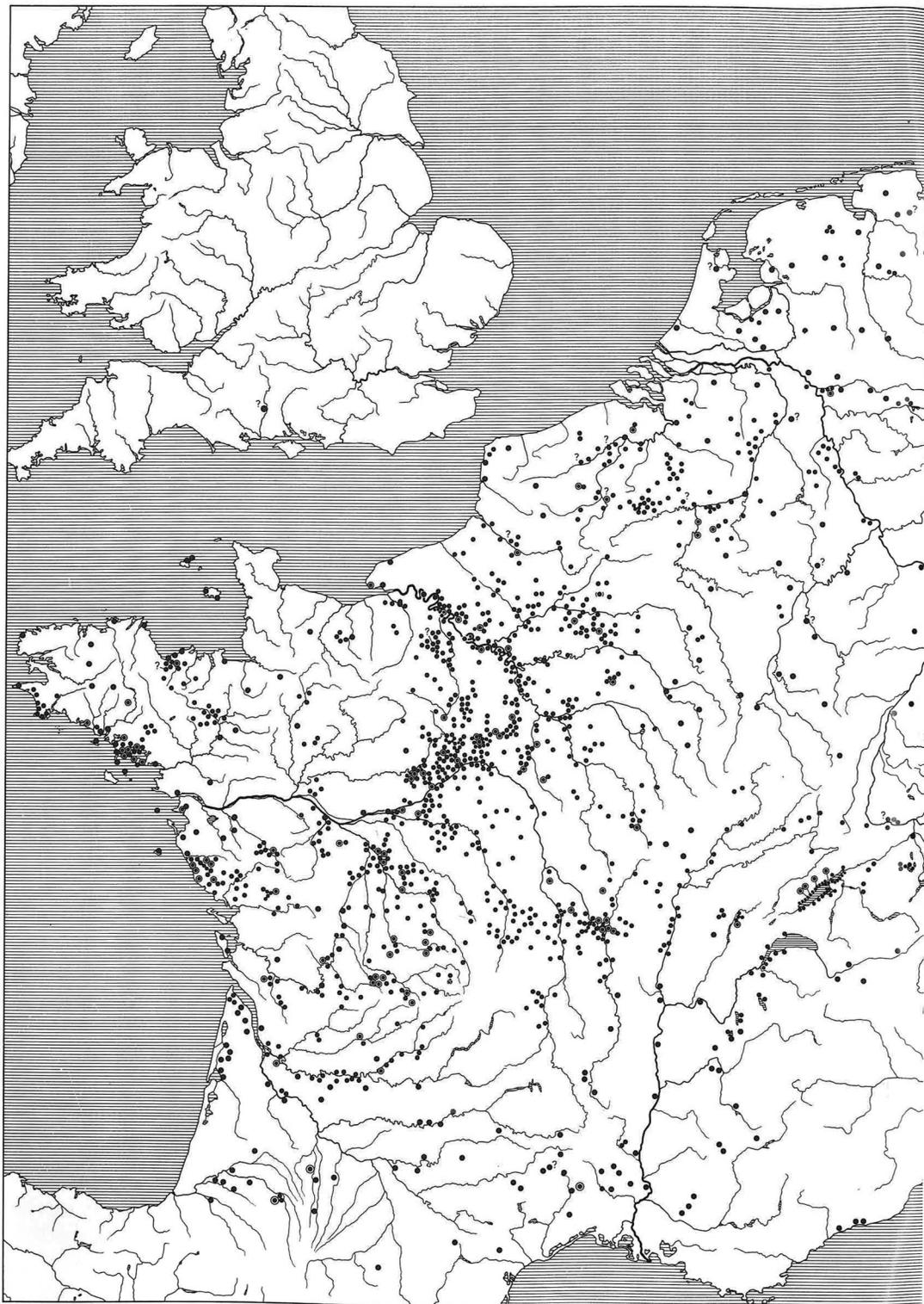
Pressigny-Feuerstein und Parallelretusche

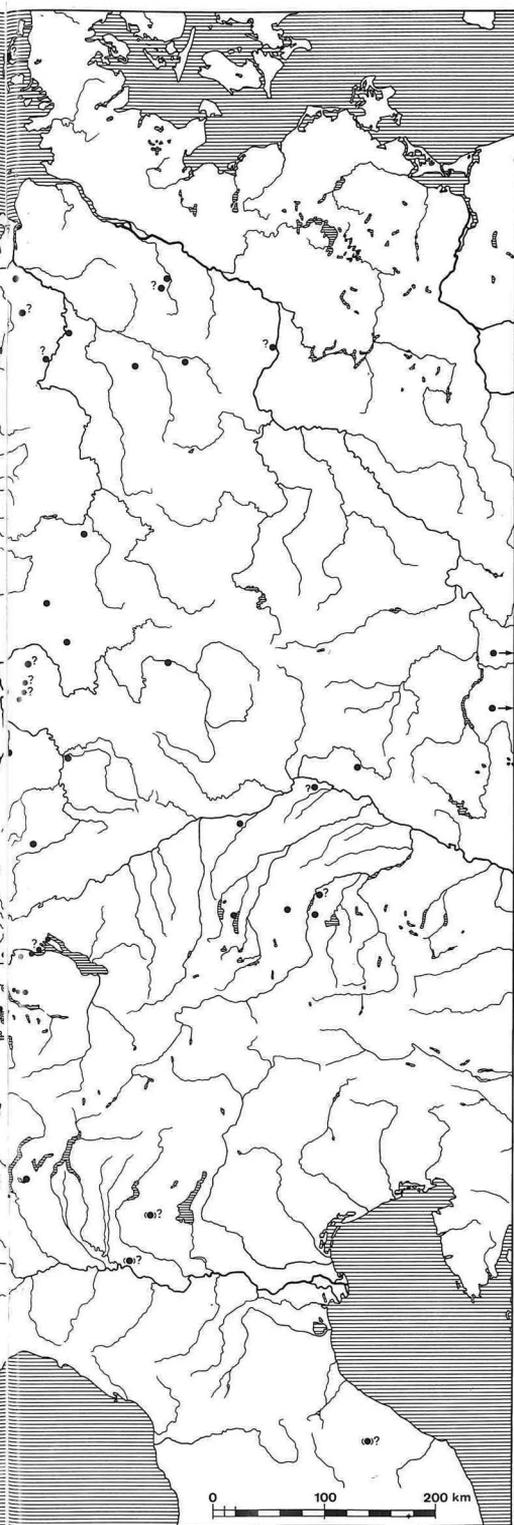
Im Heft 29 dieser Zeitschrift beschäftigten wir uns mit badischen Feuersteinklingen aus einem Material, das nur in einem eng begrenzten Gebiet Westfrankreichs in der Region um Le Grand-Pressigny im Département Indre-et-Loire vorkommt und von dort auch an den Hoch- und Oberrhein exportiert wurde. Zugleich zeigten wir mit einer Karte der Gesamtverbreitung aller Stücke aus diesem Material, wie das in Frankreich sehr dichte Fundbild nach Osten ausdünnt und wie nur eine vergleichsweise geringe Anzahl von Fundstücken den Rhein überschreitet.

Daraufhin gab K.F. Hormuth im folgenden Heft den Pressigny-Dolch von Philippsburg-Rheinsheim im Museum Bruchsal bekannt, der uns entgangen war. Daß gerade ein badisches Fundstück auf unserer Karte fehlte, mag ärgerlich sein. Aber mit großer Sicherheit schlummern noch zahlreiche weitere Stücke unpubliziert in Museen und Privatsammlungen. Denn bei der Kartierung von mehreren tausend Fundstücken aus weit über tausend Fundorten ist absolute Vollständigkeit auch bei gründlichem Literaturstudium und ausgedehnten Museumsreisen nicht zu erreichen.

Außerdem hat sich mit diesem wichtigen Nachtrag eine Hoffnung, ja geradezu ein Hintergedanke erfüllt. Denn die Verbreitungskarte war auch mit der Absicht vorgelegt worden, weitere Stücke dieser Art gleichsam hervorzulocken und zur Veröffentlichung bisher unpublizierter Altfunde anzureizen. Archäologische Verbreitungskarten können ja niemals einen endgültigen und damit verbindlichen Zustand wiedergeben. Sie sind vielmehr Ausdruck eines nur kurzfristig gültigen und sich ständig verändernden Kenntnis- und oft nur Publikationsstandes. Durch Nachträge und Ergänzungen, durch Neufunde, durch die Bekanntmachung von Altfunden und schließlich durch Korrektur und Neubestimmung werden unsere Verbreitungskarten allmählich vollständiger und dichter. Allerdings können einzelne Fundpunkte durch genauere Untersuchung und zusätzliche Information auch wieder fraglich werden und durch das Ausmerzen von Irrtümern und Fehlzusweisungen können einzelne Punkte auch wieder wegfallen. Auf diese Weise wird an dem Verbreitungsbild des Pressigny-Feuersteines gearbeitet seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So nähert sich das in Verbreitungskarten ausgedrückte Wissen über bestimmte Zeiten, Kulturerscheinungen, Fundgattungen oder Materialien Schritt für Schritt einem Stand, von dem wir glauben, daß wir ihn für aussagefähig halten dürfen, wenn die Probleme der Zufälligkeit des Kartenbildes, des Forschungs- und Publikationsstandes nicht außer acht gelassen werden.

Auch bei noch so großer Vollständigkeit muß jede Verbreitungskarte quellenkritisch ausgedeutet werden. So können manche Punkthäufungen der Pressigny-Karte in Frankreich direkt mit den Namen einzelner Forscher bezeichnet werden, die sich in ihrem Arbeitsgebiet speziell für den Feuerstein aus Grand-Pressigny interessierten und jeden Fund sofort publizierten. Und die Funddichte an den Seen der Westschweiz erklärt sich nicht oder nicht nur aus einer besonderen Vorliebe für dieses Material bei den dort siedelnden Menschen des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Sie erklärt sich vor allem aus dem besonderen Interesse an den Pfahlbauten und ihren Funden seit der Mitte des letzten Jahrhunderts sowie aus den günstigen Erhaltungsbedingungen und Auffindungschancen. Auf der anderen Seite müssen Gebiete ohne Pressigny-Fundpunkte nicht ohne weiteres bedeuten, daß der weithin begehrte Rohstoff dort nicht importiert wurde. Vielmehr können ungünstige Auffindungschancen in einem Wald- oder Weideland, mangelndes Interesse der örtlichen Forschung oder ein unterentwickeltes Publikationswesen eine Fundlücke vorspiegeln. Es soll sogar vorkommen, daß eine Form von archäologischer Eifersucht wichtige Funde in Privatsammlungen verschwinden läßt und sie so der Fachwelt vorenthält.



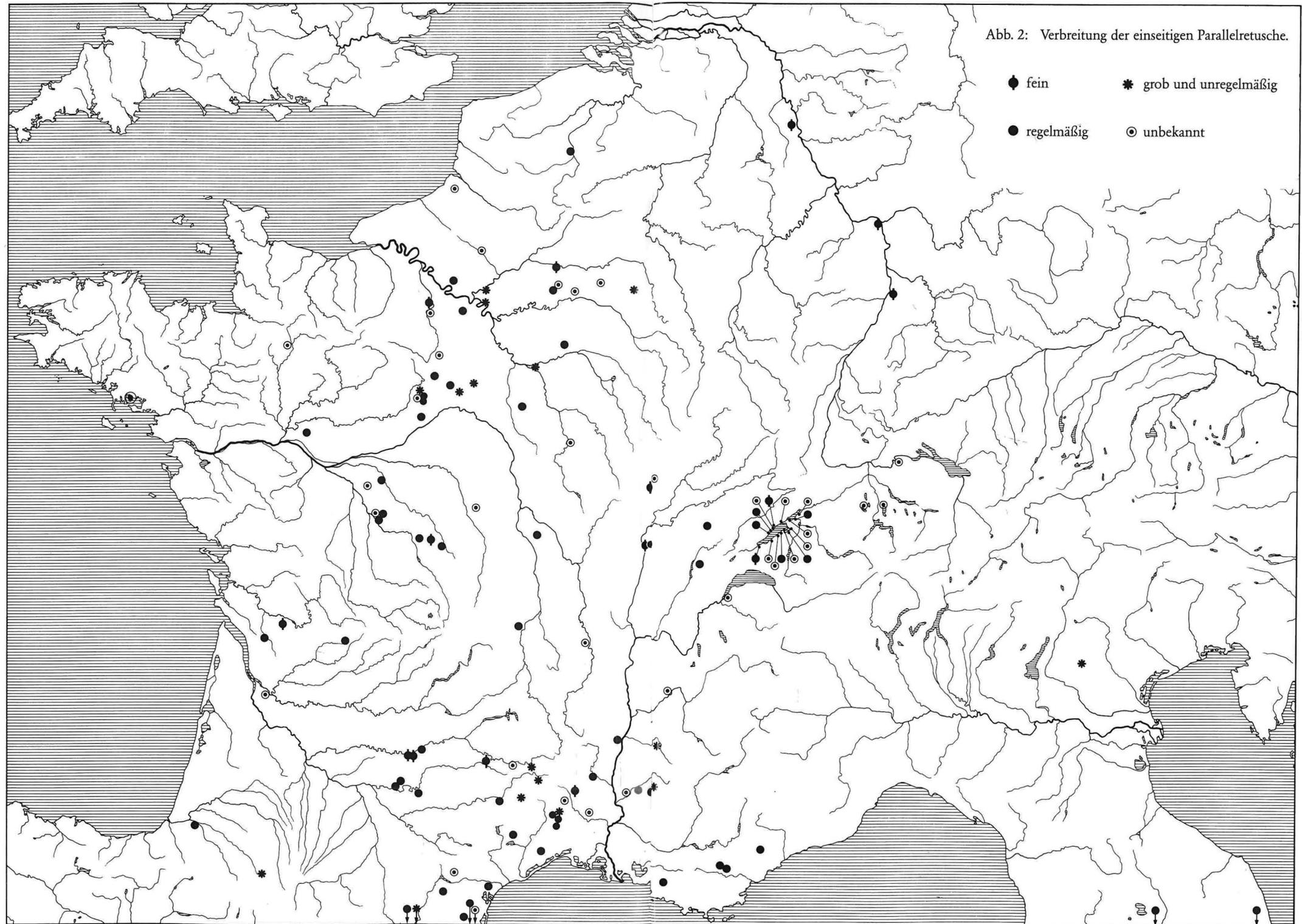


Untersuchungen zu endneolithischen Karten in Böhmen haben gezeigt, daß trotz aller Einschränkungen das Fundbild einer Verbreitungskarte von einer hinlänglichen Funddichte an als repräsentativ und der prähistorischen Wirklichkeit zumindest angenähert betrachtet werden darf. Auf einer Verbreitungskarte mit einigen hundert Fundpunkten können Neufunde zwar die erkennbaren Konzentrationen noch verdichten, eine grundlegende Veränderung des Gesamtbildes, etwa das Vordringen in bisher nicht belegte Räume, darf von ihnen jedoch nicht erwartet werden. Dies dürfte auch für unsere ergänzte Pressigny-Karte (Abb. 1) gelten: Einige Dutzend neuer Fundpunkte können das Bild in Frankreich kaum noch verändern. Am ausdünnenden Ostrand der Verbreitung bietet jeder neue Punkt dagegen eine willkommene Bereicherung des Bildes, der die Ostgrenze deutlicher hervorhebt, ohne sie allerdings noch wesentlich verschieben zu können.

So liegt die Bedeutung des Dolches aus Philippsburg-Rheinsheim nicht nur in der Tatsache, daß sein Material aus Frankreich stammt. Neben dem Rohstoff weist auch die spezielle Bearbeitungstechnik nach Westen. Sie wird in Frankreich als „ägyptische Retusche“ oder als „Retusche in Schärpenform“ bezeichnet. Damit ist gemeint, daß von der Oberfläche der Silexklinge schmale, schräg verlaufende parallele Späne abgedrückt wurden. Bei unserem Stück verläuft diese Parallelretusche auf einer Hälfte sehr schmal und fein über die gesamte Klingebreite, während auf der anderen Hälfte eher gröbere, nicht über die gesamte Breite verlaufende Negative zu erkennen sind (Abb. 3).

Eine ähnlich exakte und qualitätvolle Oberflächenretusche kommt, abgesehen von den namengebenden ägyptischen Spitzenstücken, auch in Norddeutschland und Skandinavien vor. Dort sind die entsprechenden Dolche jedoch stets zweiflächig, auf beiden Seiten, retuschiert. Das Exemplar aus Philippsburg-Rheinsheim dagegen ist, wie alle westeuropäischen Stücke dieser Art, nur auf der Oberseite retuschiert, während die Unterseite glatt belassen wurde. Unsere Verbreitungskarte der Parallelretusche (Abb. 2) beschränkt sich daher auf diese westeuropäische Rückenretusche und berücksichtigt die skandinavische zweiseitige Retusche nicht.

Abb. 1: Verbreitung des Pressigny-Silex.



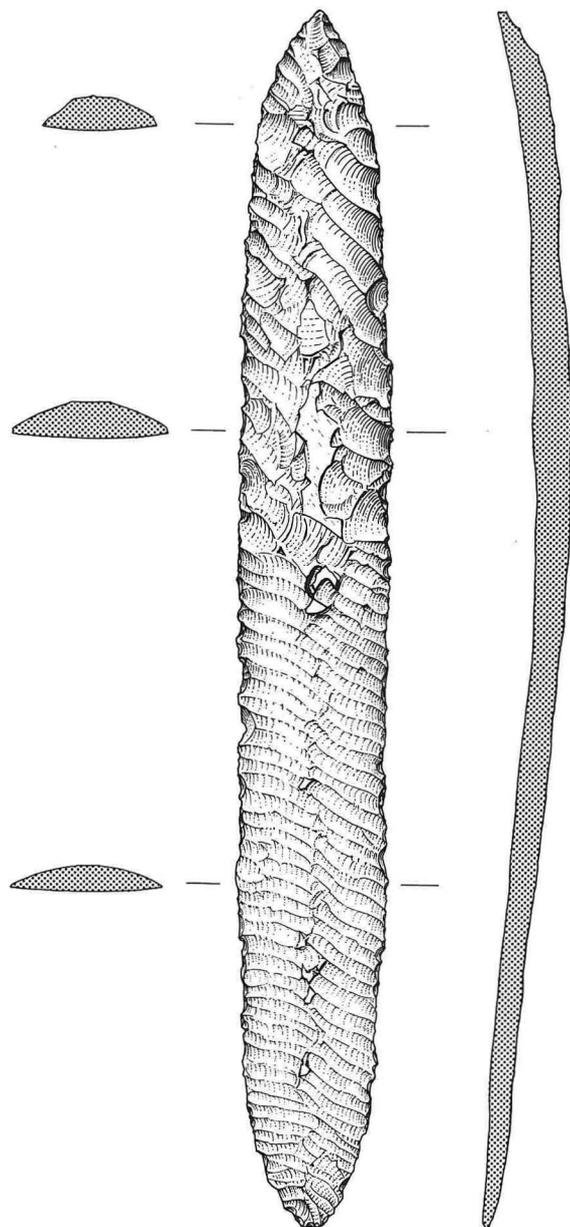


Abb. 3: Pressigny-Dolch von Philippsburg-Rheinsheim, Kr. Karlsruhe. M. 2:3. Zeichnung W. Nestler.

Das technische Verfahren der Parallelretusche ist noch nicht vollständig geklärt. Es hat den Anschein, als sei die zu retuschierende Oberseite zuvor durch Überschleifen geebnet worden, um das gleichmäßige Abdrücken feiner Späne zu erleichtern. Manche Forscher gehen sogar davon aus, daß die Stücke vor der Bearbeitung noch erwärmt wurden, um den ebenmäßigen

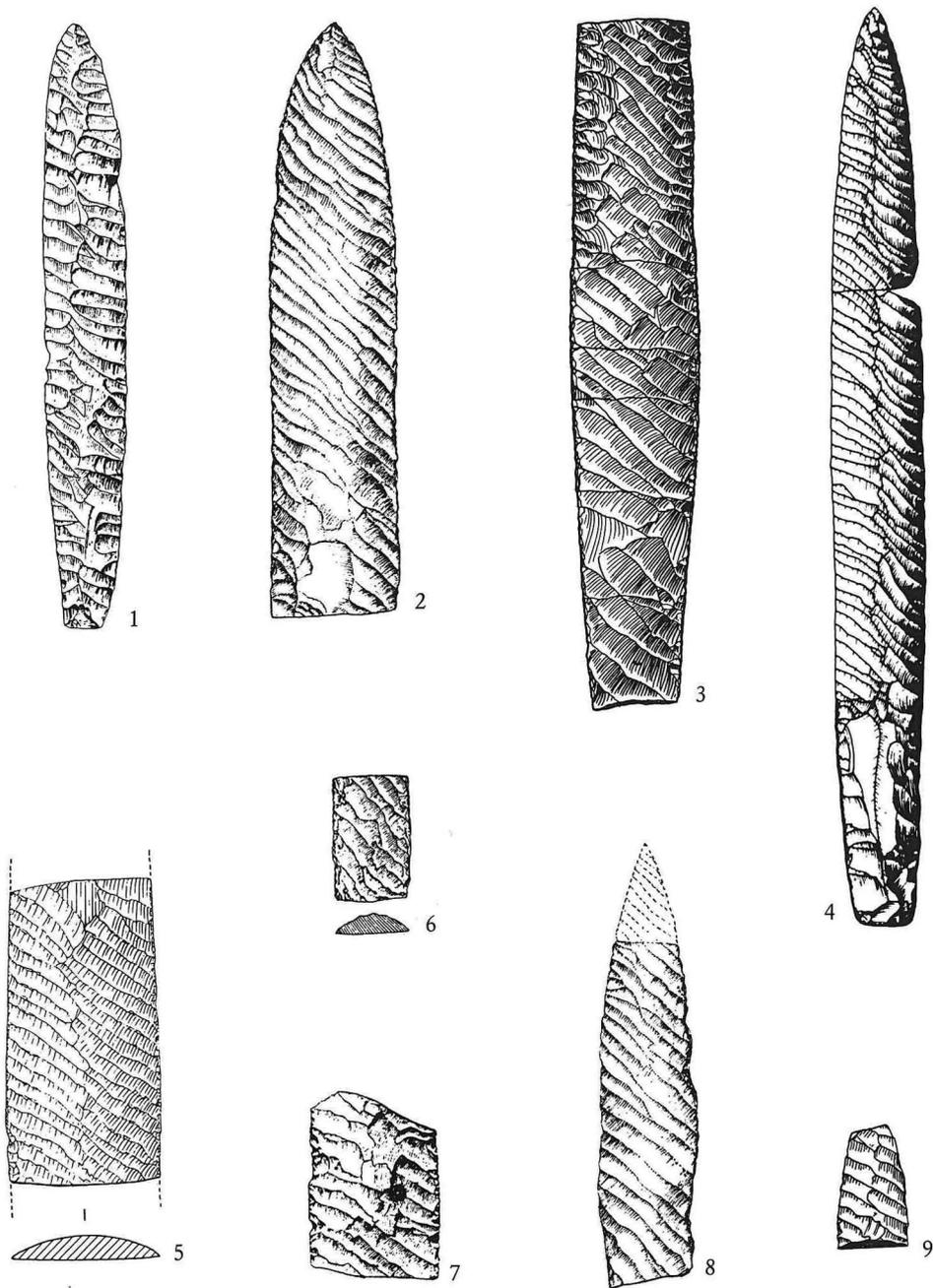


Abb. 4: Beispiele parallelretuschierter Klingen aus der Schweiz (3, 6) und Frankreich (1, 2, 4, 5, 7-9).

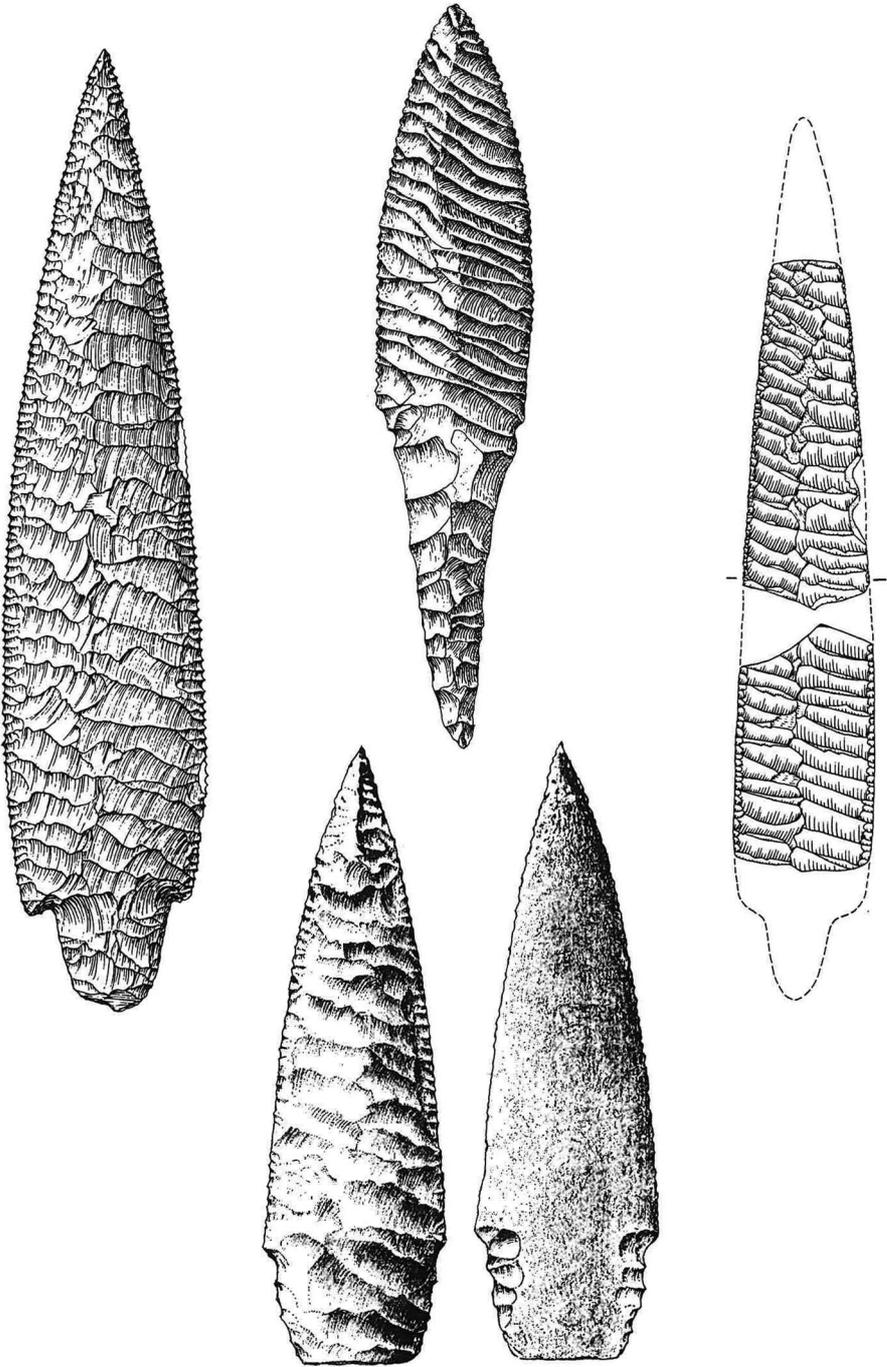


Abb. 5: Parallelretuschierte Dolche aus Frankreich.

Verlauf der manchmal s-förmig gebogenen Retuschennegative zu erzielen. Während sich die Technik der Erwärmung nur experimentell nachvollziehen läßt, gibt es einige Hinweise für den Arbeitsgang des Überschleifens. An einer größeren Zahl parallelretuschierter Dolche sind auf dem Rücken Reste überschleifener Flächen erhalten geblieben, die durch die nachfolgende Retuschierung nicht ganz beseitigt wurden. Auch am Stück aus Philippsburg-Rheinsheim ist der vorhergehende Schliff an mehreren, teilweise nur sehr kleinen Stellen erhalten geblieben (Abb. 3). Und in Südfrankreich fällt eine kleine Gruppe von Silexdolchen dadurch auf, daß ihre Unterseite nicht in der Klingenstruktur des Abtrennvorganges belassen sondern gänzlich überschleiften wurde. Eine überschleifene Unterseite ist für die Funktion ebenso ohne Bedeutung wie eine saubere Parallelretusche auf der Oberseite. Die beiden aufwendigen Bearbeitungstechniken können also nur damit erklärt werden, daß der optische Eindruck wichtig war.

Diese Vermutung wird durch eine zusätzliche Beobachtung erhärtet: Der Grad der Schrägheit unserer Retusche ist zwar nicht bei allen Stücken gleich, aber sie hat stets dieselbe Richtung: Sie verläuft bei allen hinreichend vollständigen Stücken ohne Ausnahme von links oben nach rechts unten. Dies kann bedeuten, daß im gesamten Gebiet, in dem diese Retusche vorkommt, die Technik ihrer Herstellung identisch war bis hin zur nahezu gleichen Haltung der Hände des Feuersteinschlägers, die vielleicht einfach durch Rechtshändigkeit zu erklären ist. Dies kann aber auch bedeuten, daß der gewünschte optische Eindruck über große Räume hinweg so genau festgelegt war, daß aus uns unbekanntem Gründen genau dieser Richtungsverlauf der Retusche vom Hersteller gefordert wurde.

Die Verbreitung der einseitigen Parallelretusche entspricht grob derjenigen des Pressigny-Silex. Dieser Sachverhalt ist nicht weiter erstaunlich angesichts der Tatsache, daß Parallelretusche zu den nachgerade klassischen Merkmalen der Pressigny-Technik gehört und daß etwa ein Drittel der Stücke auch aus diesem Material gefertigt wurde. Im Vergleich zur Pressigny-Verbreitung ist die der parallelretuschierten Dolche weniger dicht und reicht weniger weit nach Osten. In Südfrankreich, wo das Pressigny-Material selten bleibt, sind derartige Dolche verstärkt aus anderen Silexarten hergestellt worden.

Eine Differenzierung in vier Qualitätsstufen der Retusche macht noch zwei Dinge deutlich. Einmal ist die Zahl der in der Literatur ohne Abbildung lediglich so bezeichneten Stücke erschreckend hoch, das gilt auch für viele der Schweizer Vorkommen. Und zum anderen ist die besonders qualitätvolle, sehr feine und regelmäßige Ausführung mit drei Fundpunkten am Rhein vertreten, die zudem alle drei auch aus Pressigny-Silex bestehen. Sie markieren zugleich die Ostgrenze der Verbreitung (Abb. 2).

Neben den Dolchen in Klingenform (Abb. 4, 1–4), zu denen auch das Stück aus Philippsburg-Rheinsheim gehört, treten in Frankreich andere Formen auf, die einen herausgearbeiteten Schaftdorn (Abb. 5, 2) oder eine deutlich abgesetzte Griffzunge (Abb. 5, 1) besitzen. An diesen Stücken treten dann weitere Merkmale auf, wie der schon erwähnte Schliff der Unterseite (Abb. 5, 4) oder eine feine Zähnung der Schneiden (Abb. 5, 1.2). Bei den Klingenformen fällt auf, daß recht viele von ihnen nur als kleine Bruchstücke rechteckiger Form auf uns gekommen sind, für die vielleicht eine andere Funktion als die der ohnehin spekulativen Bezeichnung als Dolch erwogen werden muß.

Der zeitliche Rahmen für das Auftreten der Parallelretusche gleicht dem des Pressigny-Feuersteines. Sie gehört ganz allgemein in das Endneolithikum und tritt in der Schweiz und in Frankreich in denselben lokalen Kulturgruppen auf, mit denen wir bereits die Zeitstellung des Importfeuersteines charakterisiert hatten. Die drei östlichen Vorposten dieser Technik an der Rheinlinie fügen sich dieser groben Einordnung durchaus ein. Eine genauere kulturelle Zugehörigkeit kann für diese jedoch nicht angegeben werden, da sie als Einzelfunde geborgen wurden.



Abb. 1: Siedlungskammer Feldberg-Mauchen. Blick nach Westen.

W. Mähling

Ein bronzezeitlicher Siedlungsplatz im nördlichen Markgräfler Hügelland, Gemarkung Mauchen, Kreis Lörrach

Das nördliche Markgräfler Hügelland wurde in verschiedenen Gebieten erst seit der mittel- bis jungneolithischen Zeit von bäuerlichen Siedlern nach und nach erschlossen. Jedoch blieb die Anzahl der Siedlungsplätze verhältnismäßig gering. In der späten endneolithischen Zeit klingt der Ausbau bereits wieder ab. Nur in einer altbesiedelten Zone der Gemarkung Mauchen ist ein intensiveres Aufleben der Besiedlung seit der späten Frühbronzezeit festzustellen. Das gesamte Siedlungsareal mit verschiedenen, deutlich voneinander getrennten Ansiedlungszonen, befindet sich im Südabschnitt einer klimatisch (auch heute noch) sehr begünstigten, zum Rheintal geöffneten Siedlungskammer (Abb. 1) zwischen Mauchen und Feldberg, mit Temperaturen von 9–10°C und Regenmengen von 800–900 mm im Jahresdurchschnitt. Die einzelnen Siedlungskomplexe, deren Ausdehnung nicht sehr groß ist, so daß nur Einzelhöfe vorhanden gewesen sein können, liegen auf einer flach gewölbten, langgestreckten, lößbedeckten Bodenerhebung (ca. 345 m NN), in unmittelbarer Nähe von Quellzonen verschiedener Bäche. Im spätneolithisch-frühbronzezeitlichen Zeitabschnitt war die von Süden nach Norden streichende Erhebung wahrscheinlich primär noch mit Eichen-Buchenmischwald, später – zur Mittelbronzezeit – mehr mit Buchenmischwald bestockt und von sumpfigen, mit Auwald (Ulme, Pappel, Erle) bestandenen Talabschnitten umgeben (die heute noch zum Teil als Wiesen genutzt werden). Im ganzen gesehen sind die Siedlungszonen mit ihrem Umfeld für alle Zeitabschnitte sehr umsichtig gewählt. Der noch relativ tiefgründige, fruchtbare Lößboden (als Kulturbodenart eine kalkreiche Pararendzina, unter Wald ehemals eine Parabraunerde) erbrachte in der feuchten, spätatlantischen, und der anschließenden trockneren, noch

warmen subborealen Klimaphase, mit 2–3°C höherer Durchschnittstemperatur, auch mit einem primitiven Hackbau sicher noch ausreichende Erträge. Ackerbau ist jedenfalls nicht auszuschließen, denn aufgefundene typische Reste von Reibhandmühlen aus Granit belegen eine Getreideverarbeitung (wobei eine genaue Altersbestimmung vorerst nicht möglich ist). Die als Oberflächenfunde stark vermischten neolithischen (Abb. 2, 3, 6) und bronzezeitlichen Siedlungshinterlassenschaften umfassen verschiedene Kategorien von Objekten mit unterschiedlichem Aussagewert: Reste von Tongefäßen, Silexartefakte (Abschläge, Klingen, Schaber, Bohrer, Pfeilspitzen), Steinbeile und Steingeräte für technische Arbeitsprozesse. In ihrer zufälligen Zusammensetzung, die durch verschiedene Faktoren bestimmt ist, und in ihrer kulturellen Flexibilität, werden sie für eine Beurteilung des primären Kulturzustandes der ehemaligen, einzelnen Siedlungskomplexe nicht voll repräsentativ sein. Pfeilspitzen z. B. lassen sich nur mit einzelnen Formen in die jung- bis endneolithische Zeit einordnen (wie der Glockenbecher-Typus); andere sind durchgehend und reichen bis in die frühe Bronzezeit. Technische Geräte, wie Klopffeste, Schleifsteine und Mahlsteine sind zeitlich und kulturell absolut indifferent und können daher sowohl den neolithischen als auch den bronzezeitlichen Ansiedlern gehört haben. Da auch eindeutig zu identifizierende neolithische Keramik bisher völlig fehlt, konzentriert sich das Interesse auf die Tonware der bronzezeitlichen Siedlungsperiode.

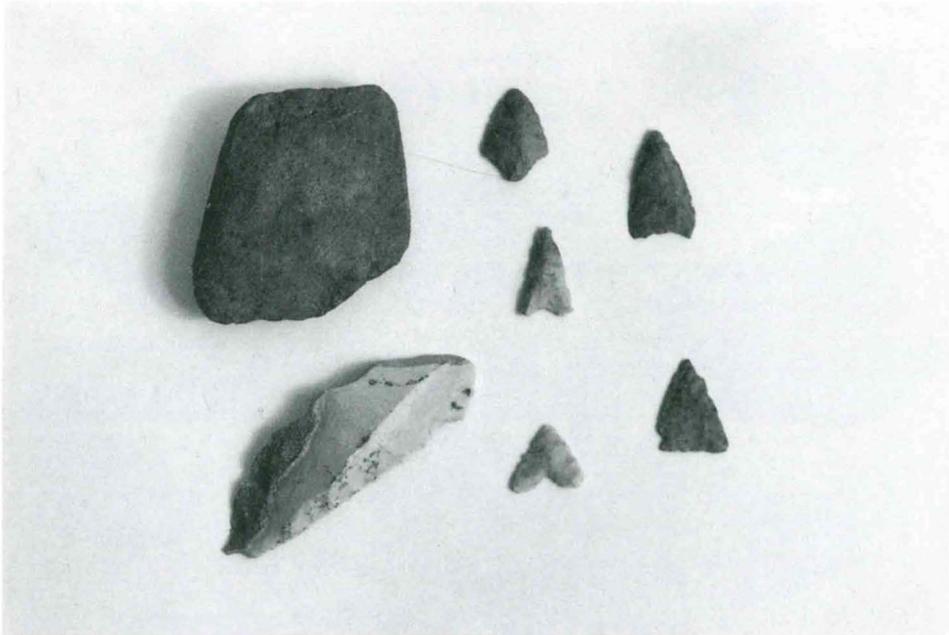


Abb. 2: Spätneolithische Siedlungsfunde. Siedlung Mauchen.

Von der in verschiedenen Zeitabschnitten hergestellten Keramik sind zahlreiche, gut erhaltene Tongefäßscherben vorhanden. Im wesentlichen handelt es sich um grobe Wirtschaftsware, neben geringeren Resten von feinkeramischen, verzierten und unverzierten Gefäßen. Durch Vergleich mit noch besser erhaltener Keramik aus zeitgleichen, verwandten Fundkomplexen anderer Siedlungsgebiete läßt sich der Typus von einigen wichtigen Gefäßen der Mauchener Siedlungskeramik erschließen. Sicher vorhanden gewesen sind demnach: verschiedene Schalen, Becher, weitmundige Gefäße mit randständigen Henkeln und größere, bauchige oder birnenförmige Behälter mit abgesetztem, geglätteten, verschieden ausgeformten Hals- und Randteilen sowie Leistenzier, Griffstollen, Zapfen oder kleinen Henkeln auf der Schulter.

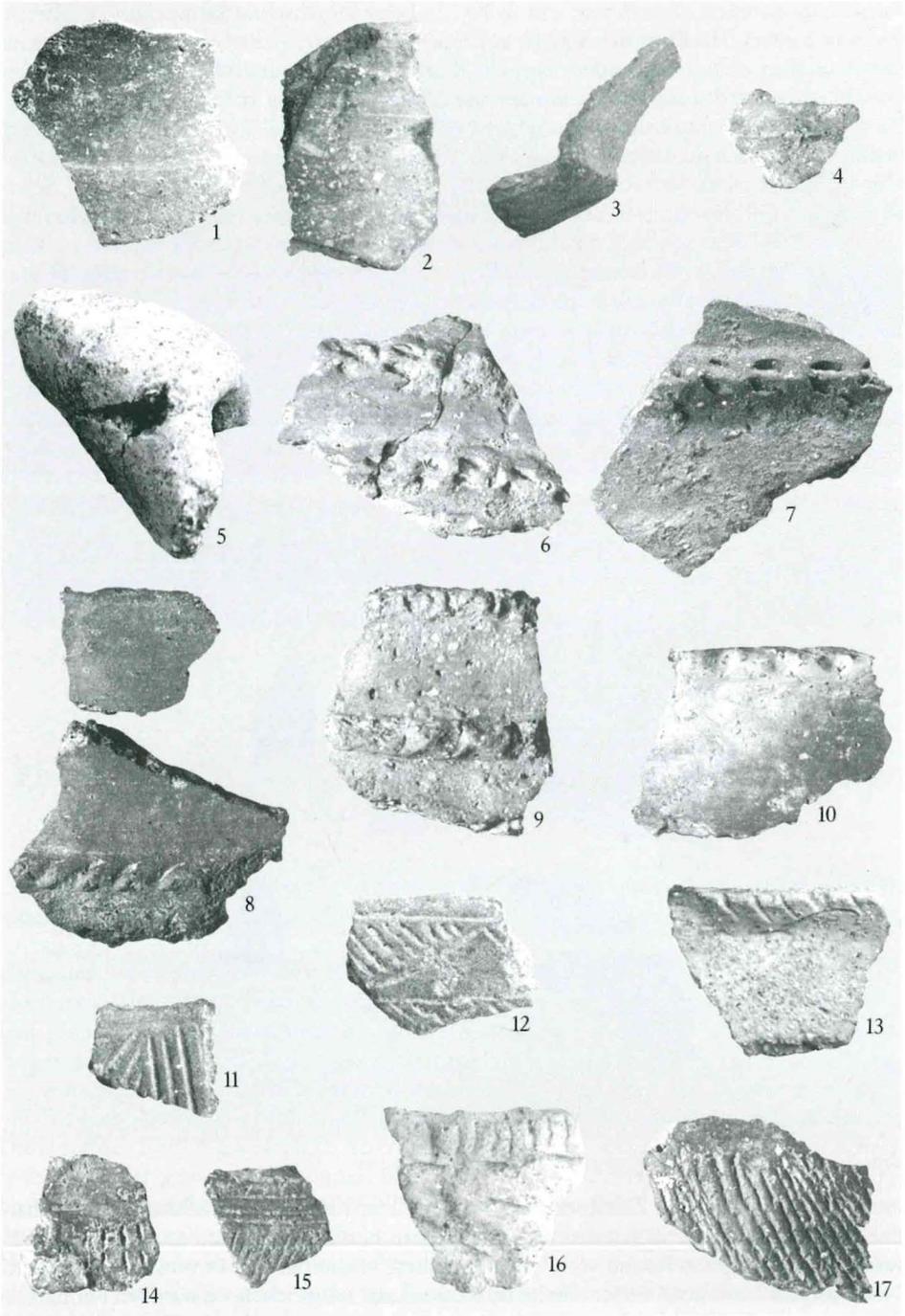


Abb. 3: Gefäßscherben der frühen und mittleren Bronzezeit. Siedlung Mauchen.

Die in bäuerlichen Gehöften der frühen bis mittleren Bronzezeit benötigte alltägliche Tonware war vermutlich ein mit einfachen Brennprozessen (offenes Herdfeuer, bzw. gedeckter Brand) hergestelltes Hauserzeugnis. Sie hatte nach Beurteilung der Gefäßreste ein beachtliches Niveau. Für die Herstellung der Gefäße kamen wahrscheinlich unterschiedliche Tongrunds substanzen zur Verarbeitung, die je nach dem zu fertigenden Produkt einen bestimmten Reinheitsgrad und eine ausreichende Plastizität haben mußten. In erster Linie ist wohl der örtlich anstehende Lößlehm zur Gewinnung eines Gefäßtons mit tiefer Brenntemperatur her-

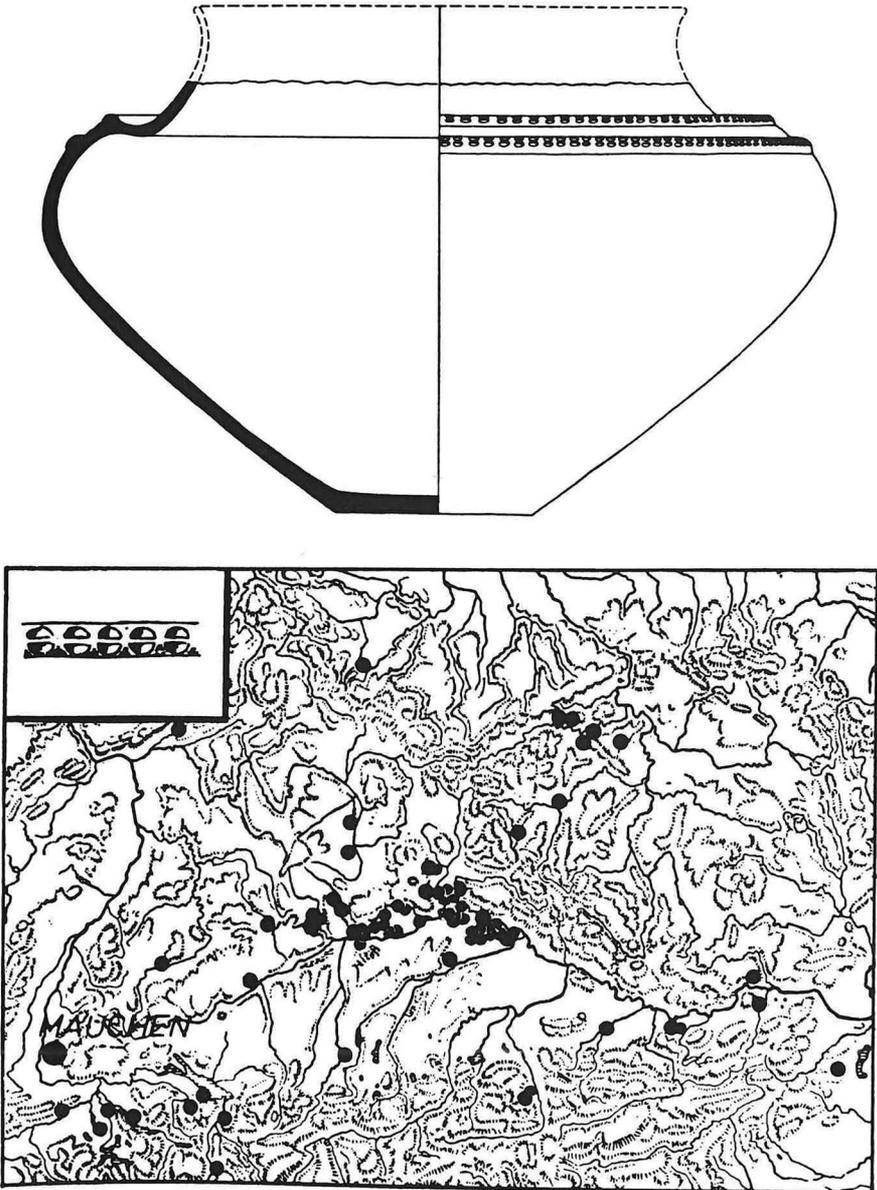


Abb. 4: Doppelhalbkreis-Stempelverzierung auf Gefäßen der späten Frühbronzezeit (Karte nach J. Hundt; Gefäß aus Arbon-Bleiche, Kanton Thurgau, nach Fr. Fischer, M: ca. 1/5).

angezogen worden, möglicherweise auch Gewässerton. An bestimmten Scherben ist zu erkennen, daß den Bewohnern der Siedlung noch andere Tonvorkommen, wie Glimmerton, vielleicht auch Opalinuston, aus der näheren Umgebung zugänglich gewesen sind.

Die Verarbeitung des Tons, nach dem Aufbereitungsprozeß, zu brauchbaren Gefäßen war von weiteren, speziellen Zusatzstoffen, den Magerungs- und Flußmitteln, die man hineinknetete, abhängig. Neben Tonware mit grobkristallinen Magerungssubstanzen gibt es Scherben mit feinsten, sandiger Magerung. Die Zusätze hingen wahrscheinlich von der Qualität des Tons ab, und von der Tonware, die hergestellt werden sollte. Manche Tonüberzüge auf dem Gefäßrohron enthalten hauchzarte, silbrig-weiße Glimmerflitter (Muskowit). Besonders interessant sind Gefäßscherben, deren Tonsubstanz ausschließlich mit dunklem Glimmer (Biotit), andere möglicherweise mit Hornstein bzw. Augit (makroskopisch sind beide Minerale nicht zu unterscheiden) gemagert sind. Der Grund für die Verwendung letzterer Mineralstoffe ist nicht bekannt. Im allgemeinen wurde mit mehr oder minder fein zerschlagenem (oder sogar gemahlenem) Granit – besonders gern Kanderner Granit mit zahlreichen weißen Feldspatkristallen – gemagert, und nicht nur mit Quarz. Hinter der Anwendung des Granits als Magerungsmittel stand die Erfahrung, daß er das Verziehen und Reißen der Gefäßwandungen beim Trocknen und Brennen durch Herabsetzung der Plastizität des Tons verhinderte; gleichzeitig erhöhten die in diesem Gestein bereits enthaltenen Flußmittel (die Feldspäte: Plagioklas und Orthoklas) durch den Sinterprozeß die Festigkeit und Härte der Tonware.

Über die Formgestaltung und die Verzierungstechnik der noch in der älteren und mittleren Bronzezeit ohne Drehscheibe hergestellten Gefäße wird bei Behandlung der Stilelemente verschiedenes zu sagen sein. Interessant sind noch einige Details der Oberflächenbehandlung der Keramik. Vor der endgültigen Fertigstellung der Tonware im Brennprozeß erhielten manche der bereits vorgetrockneten fein- und grobkeramischen Gefäße einen verschiedenartigen Tonüberzug, der vermutlich aufgrund seiner besonderen Zusammensetzung beim Brennen anders reagierte als der Wandungston. Große Wirtschaftsgefäße wurden auf der Außenwandung über Schulter- und Bauchteil grob geschlickt, während der Halsteil geglättet blieb. Der Überzug bestand aus einer breiig-flüssigen Masse, die man unregelmäßig verlaufen ließ. Auch die plastische, vertikale oder schräge Fingerstrichverzierung dürfte unter Verwendung eines ähnlichen, aber dickeren Überzuges hergestellt worden sein. Die verschiedenen Überzüge hatten wahrscheinlich nicht nur einen ästhetischen Sinn, sie dienten auch praktischen Zwecken: u. a. verschlossen sie die Poren der Wandung und machten das Gefäß dicht.

Die weiteren technischen Vorgänge beim Brennen lassen sich an frisch gebrochenen Wandungsscherben sehr gut ablesen. Im offenen Brennprozeß (Herdbrand) erhielt die Außenwandung der Tonware durch oxydierende Wirkung eine braune, oder mehr oder minder intensiv rote Färbung, die besonders bei Verwendung von Ton aus Lößlehm verstärkt wurde (Eisengehalt). Das Innengefäß geriet dabei in die Zone des hier reduzierend wirkenden Brandes (Mangel an Sauerstoff), so daß die Tonsubstanz der Innenwandung – unter Einfluß von Kohlenmonoxyd auf das im Ton enthaltene Eisen – eine graue bis schwarze Farbe annahm. Ob alle dunklen Wandungen darauf zurückzuführen sind, ist nicht eindeutig zu entscheiden. Es waren möglicherweise andere Brennmethoden bekannt, die eine dauerhafte Schwärzung der Außen- und Innenwand erzeugten. Unter den Tonwareresten von Mauchen sind derartige Gefäßscherben vorhanden. Durch Zusatz von Holzkohlepulver z. B. zu hellem Ton läßt sich bei Temperaturen bis ca. 550°C eine dunkle Färbung erreichen. Die meisten Gefäße waren, wie die Scherben beweisen, relativ hart gebrannt. Auffällig sind einige klingend harte Stücke von einheitlich grauer Farbe und sehr starker Magerung. Ob dieser Härtegrad primär beabsichtigt war, oder ob ein Sekundärbrand vorliegt, ist ohne spezielle Untersuchung nicht zu entscheiden (es könnte auch ein nicht beabsichtigter, „hydrothormaler Brand“ wirksam gewesen sein – bei dem Wasserdampf des Tones im Brandprozeß eine Rolle spielt, sofern eine Tem-

peratur zwischen 600–800° C herrscht – und damit die modifizierten „Gebrauchseigenschaften“ der Tonware – hart und grau – bewirkt haben).

Die Gliederung und zeitliche Einordnung der Mauchener bronzzeitlichen Siedlungskeramik kann hier nur in großen Zügen behandelt werden. Ihre relativ-zeitliche Bestimmung ist über einen Vergleich mit verwandter Tonware aus geschlossenen Fundkomplexen möglich. Typisch für die ältere feinkeramische Gefäßgattung ist ein Becher- oder Schalenrest mit auswärts geschwungenem Rand und gerundeter Lippe, sowie einer schwachen, gerundeten Leiste auf dem Hals-Schulterübergang. Anzuschließen ist der Gefäßteil eines kleineren, sehr dünnwandigen Bechers mit geglätteter Wandung; sein hoher Hals ist von der Schulter scharf abgesetzt und nach außen geschwungen. Beide Gefäßformen dürften der süddeutsch-schweizerischen Frühbronzezeit (Abb. 3, 1–4) zuzuordnen sein, wie die Siedlungskeramik von Meilen-Schelle, Kanton Zürich, Arbon-Bleiche, Kanton Thurgau, und aus dem Kreis Straubing zeigt.



Abb. 5: Siedlungskeramik der Hügelgräberbronzezeit (links aus Kleinkems, rechts aus Feuerbach); M: ca. 1/7. Archiv LDA Freiburg.

Auch bestimmte weitmundige Schalen mit geknickter Wandung (Abb. 3, 3) und ausschwingendem Hals wurzeln im Spätabschnitt der frühen Bronzezeit, reichen aber in die frühe Hügelgräberbronzezeit hinein. Es gibt zahlreiche Beispiele für ihre Verbreitung im süddeutsch-schweizerischen Raum. Sie unterscheiden sich deutlich von Schalen des Typs Weinigen (der Phase 2 der mittleren Bronzezeit) und könnten eher an Gefäße aus der Siedlung Baldegg, Kanton Luzern, oder Arbon-Bleiche angeschlossen werden. Das Verzierungsmuster eines weiteren Mauchener Scherbens erinnert an das spätfrühbronzezeitliche, metopenartige Strichmuster zwischen zwei Rillen. Auch das Randstück gehört in diese Zeit (verwandte Formen der mittleren Bronzezeit sind wesentlich verwaschener). Ein weiterer, kleiner Scherben (Abb. 3, 4) mit einer umlaufenden, dachförmigen Leistenzier (eine zweite Leiste ist vielleicht noch zu erkennen) läßt sich mit becherartigen Gefäßen der Straubinger Gruppe in Verbindung bringen, obwohl bestimmte endneolithische Gefäße – u. a. vom Kirchberg bei Reusten – eine ähnliche Verzierung aufweisen.

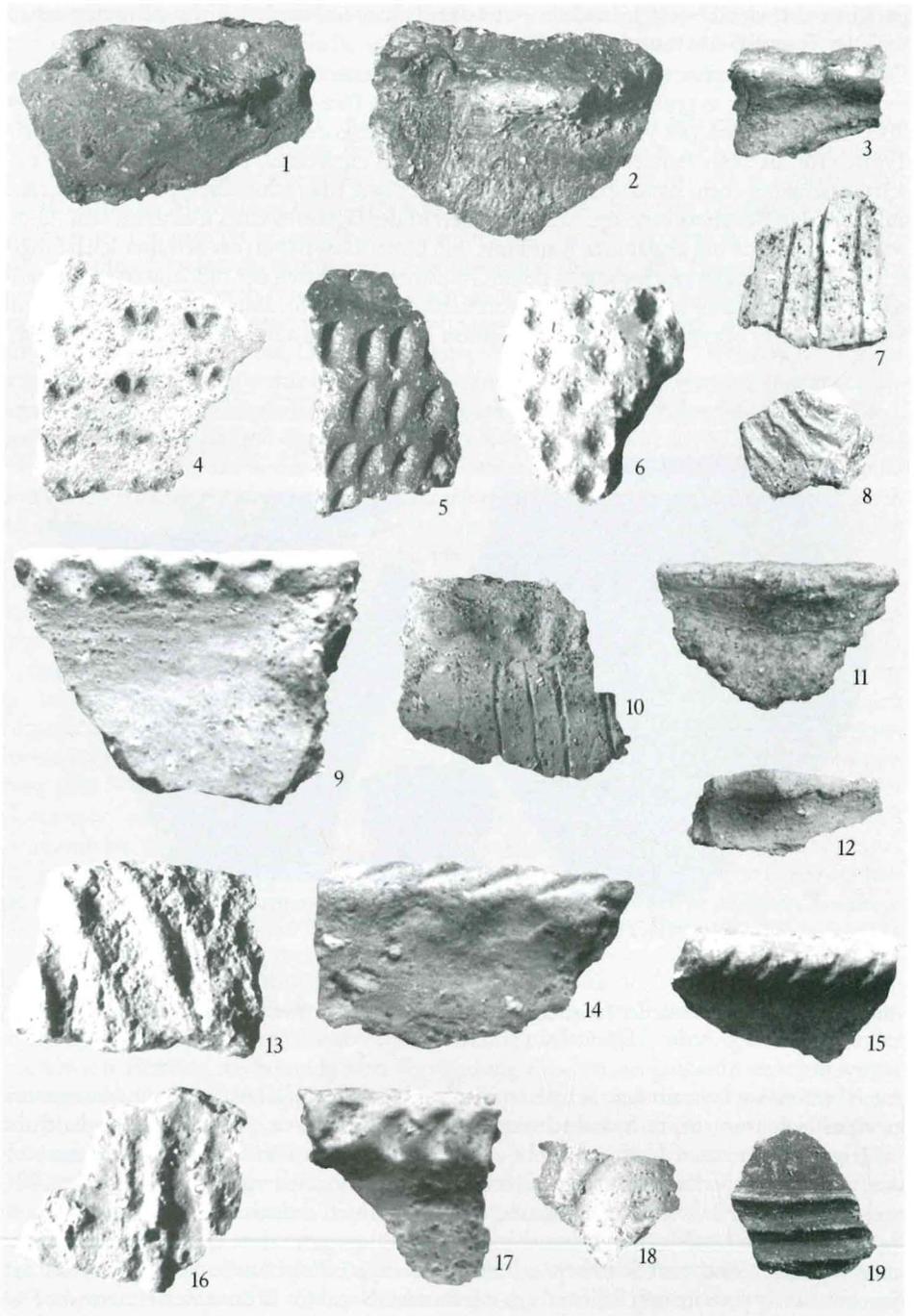


Abb. 6: Gefäßscherben der mittleren und späten Bronzezeit; Siedlung Mauchen.

Tonware mit einfacher, dachförmiger Leistenverzierung auf dem Schulterabsatz, oder je einer Leiste auf der Schulter und dem Hals, mit dem bezeichnenden Stempelmuster von Doppelhalbkreisen (Abb. 3, 5-7; 4) ist unschwer dem älteren Inventar der Stufe A 2/B 1 anzuschließen. Diese Verzierung ist eine Leitform der Keramik der nordalpinen frühen Bronzezeit, jedoch auch noch in der älteren Hügelgräberbronzezeit lebendig; gute Vergleichsbeispiele bietet die Keramik des Kreises Straubing und der schweizerischen Siedlung Arbon-Bleiche. In welchen Zeitabschnitt die Mauchener Tonware exakt einzuordnen ist, läßt sich nicht bestimmen.

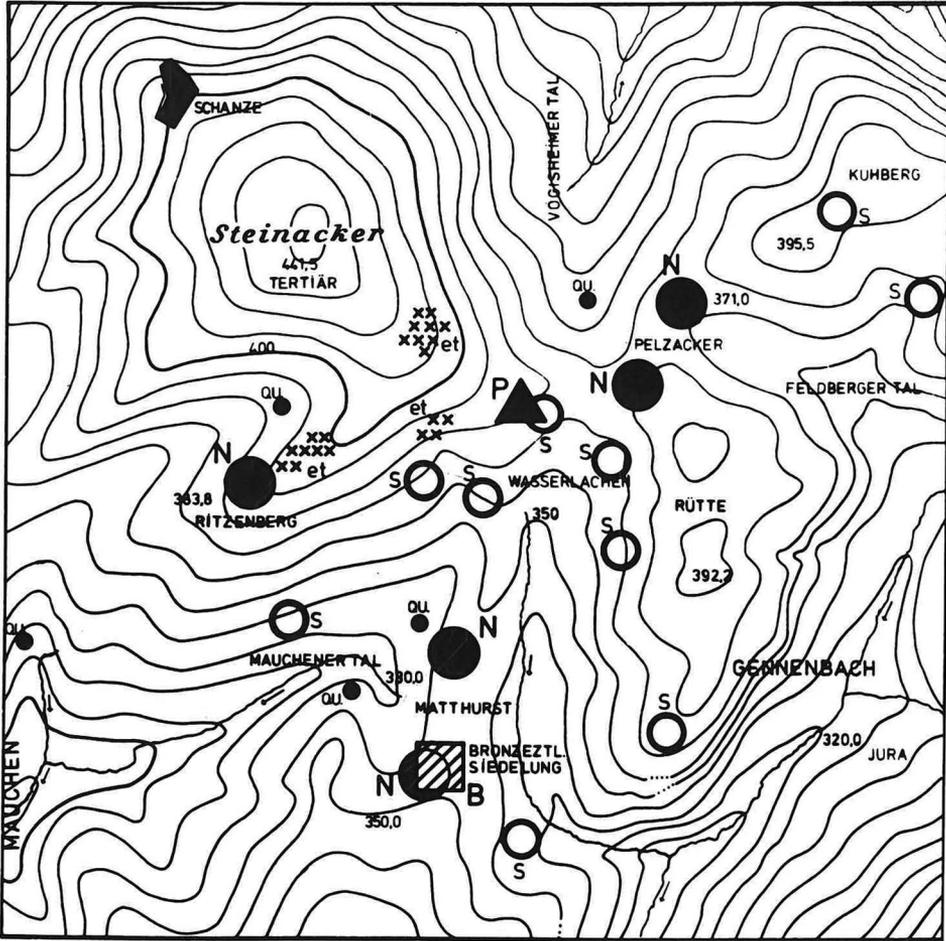


Abb. 7: Besiedlung in der Siedlungskammer Feldberg-Mauchen (B: frühe bis mittlere Bronzezeit; N: Spätneolithikum; P: Spätpaläolithikum; S: neolithische Silex-Schlagplätze; et: alttertiäre Bohnerzformation; QU: Quellen).

Fingerkerbmuster und Stichmuster (runde Stäbcheneinstiche) kommen in dieser Phase auf Gefäßwandungen vereinzelt vor und sind auch in der Mauchener Keramik vorhanden. Natürlich ist bei diesen Dekoren wiederum zu beachten, daß sie als flächendeckende Muster auf Gefäßen der mittleren Bronzezeit besonders häufig erscheinen. Charakteristisch ist die Ausstattung bestimmter grobkeramischer Tonware mit verschiedenen Griffleisten und Griffzapfen (Abb. 6, 1-3). Auch sie reichen bis in die mittlere Bronzezeit. Größere und kleinere Buckel

(z. T. mit Mitteldelle) sind als Verzierung beliebt. Einige Formen sind nicht nur aufgesetzt, sondern in die Wandung eingezapft. Gefäße der Mauchener Keramik weisen Verzierungselemente dieser Art ebenfalls auf.

Ein deutlicher Hinweis für den hügelgräberbronzezeitlichen Verzierungsstil ist der Kornstich (Abb. 3, 12.14), der zusammen mit an umlaufenden Rillen aufgehängten, kleinen, schrägschräffierten Dreiecken den motivischen Dekor der Feinkeramik mitbestimmt und sich in verschiedenen Varianten entfaltet. Dieser Zierstil füllt die ganze ältere B-Phase der mittleren Bronzezeit aus. Während dieser Zeit dominiert in der Grobkeramik der Typus des großen, bauchigen oder birnenförmigen Wirtschaftsgefäßes mit abgesetztem, geglättetem, verschieden hohem Zylinderhals (Abb. 3, 8-10; 5), steilem Rand und kantig abgestrichener, nach außen verdickter Randlippe (in jüngeren Abschnitten ist der „kantige Rand“ verwaschener). Auch diese Form ist im gesamten süddeutsch-schweizerischen Raum verbreitet (Siedlung Nonn, Kreis Berchtesgaden, Bürk bei Spiez, Kanton Bern, St. Ilgen bei Heidelberg). Gefäße mit kurzem Hals und herauschwingendem Rand sind auch belegt. Einzelne Schulterhenkel und Wandungsscherben mit Henkelansatzstellen aus dem Mauchener Material könnten zu dieser Gattung gehören. Vielfältig sind seine Verzierungselemente: mit verschieden getupfter Leiste auf der Schulter oder unter dem Rand, mit getupfter und gekerbter Randlippe (Abb. 6, 9-19). Letztere Verzierung reicht bereits in den folgenden Zeitabschnitt. Auf andere wichtige Tonware aus dem Mauchener Siedlungsmaterial, Gefäße mit randständigen Bandhenkeln, ist ebenfalls noch hinzuweisen; des weiteren auf einen Gefäßscherben mit einer eigenartigen Verzierung (Abb. 6, 4), die sehr genau wie der Abdruck eines Tierfußes – und zwar vom Schaf – aussieht. Eine ähnliche Verzierung trägt ein Scherben aus der Siedlung St. Ilgen bei Heidelberg.

In der vorgeschrittenen mittleren Bronzezeit entwickeln sich einige Verzierungsmuster (Abb. 6, 4-8), die auch unter der Mauchener Tonware zu finden sind: flächendeckende Fingerkerben- und Tupfenverzierung, vertikale, z. T. tief in den Ton eingreifende Schnittlinien (ähnlich der Verzierung eines Gefäßes aus Kleinkems, Kreis Lörrach, Abb. 5), Bündel von Strichmustern – häufig unter Griffzapfen – und plastische Wirkungen erzielende, breite Eingravierungen, wie die z. B. auf einem Scherben sehr unbeholfen ausgeführten, ineinander geschachtelten Kreisbögen (Abb. 6, 8). Geblieben sind dachförmige Leisten auf der Schulter, jetzt unverziert. Die Ränder der Wirtschaftskeramik werden zu Zipfeln oder Lippen (Abb. 6, 11.12) ausgezogen. Diese Randgestaltung wurzelt ebenfalls in der älteren Keramik, hier als Auswirkung eines „donauländischen Einflusses“. In einer noch etwas jüngeren Phase der mittleren Bronzezeit, der Stufe C, treten Kerbstempelverzierungen auf (echter Kerbschnitt ist unter der Mauchener Keramik bisher nicht nachzuweisen) und voll plastische Buckelverzierung (Abb. 6, 18). Scharfkantige Kreisrippen (Kanneluren) auf einem Wandungsscherben (Abb. 6, 19) leiten bereits zu den spätbronzezeitlichen Verzierungsmustern über, die sich in der Urnenfelderkultur weiter entwickeln. Möglicherweise ist der Mauchener Scherben sehr spät anzusetzen. Das Randstück eines Zylinderhalsgefäßes der Stufe D, mit breitem Krempe rand und schwachen inneren Fazetten im Übergang zum Halsteil, soll diesen Überblick abschließen. Ein ähnliches Randstück wurde 500 m nordöstlich auf einem weiteren kleinen Siedlungsplatz zusammen mit ausschließlich jungbronzezeitlicher Keramik gefunden.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die bei Analysen von Oberflächenfunden vorhanden sind, hat sich gezeigt, daß eine Phasengliederung des keramischen Fundstoffes zusätzlich dadurch erschwert wird, daß viele Verzierungselemente nicht punktuell zeitgebunden sind, sondern über mehr oder minder lange Zeiträume, mit oft nur geringen Veränderungen, lebendig bleiben. Über bestimmte Formen und Verzierungsmuster der Gefäßreste ließ sich jedoch die relative Zeitdauer der bronzezeitlichen Gesamtbesiedlung und das kulturelle Milieu einigermaßen beurteilen. Anhand der Leitformen der Mauchener Siedlungskeramik, mit ihren spezifischen Beziehungen zu den süddeutsch-schweizerischen Gruppen der nordalpinen

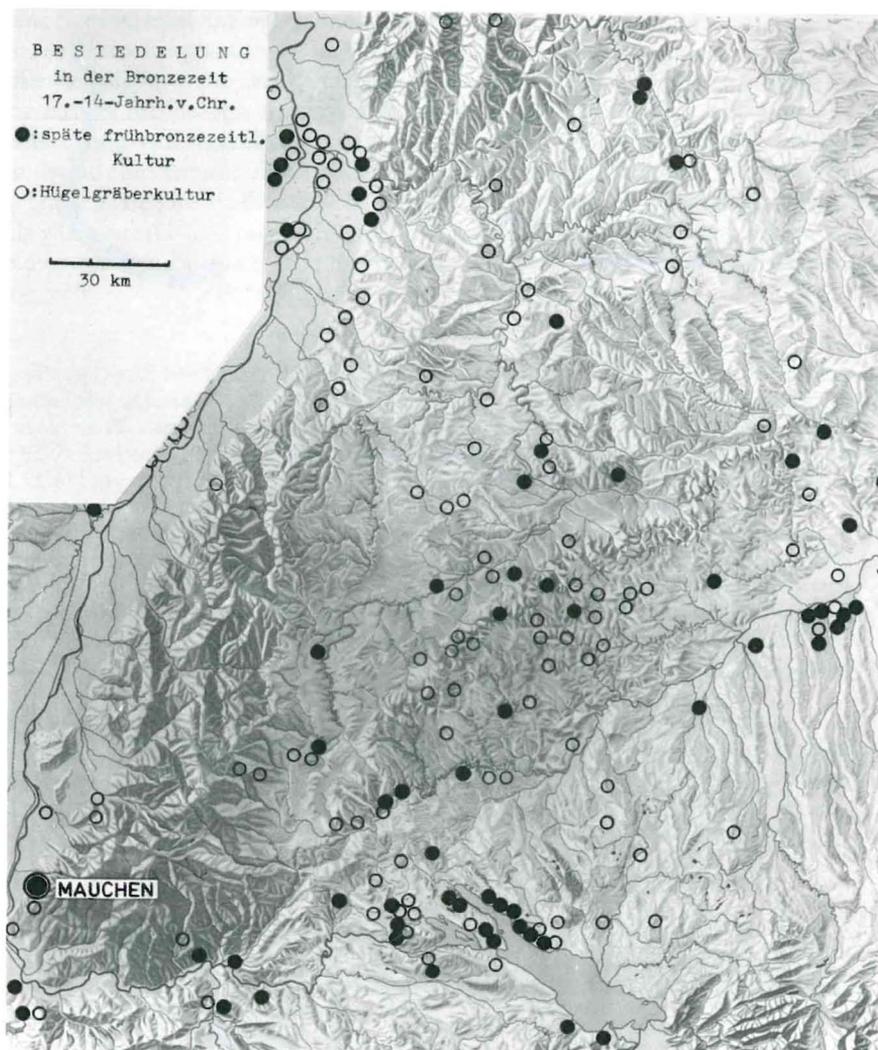


Abb. 8: Besiedlung Baden-Württembergs in der Bronzezeit (nach E. Sangmeister. Kartengrundlage: Ausschnitt aus der Reliefkarte des Landes Baden-Württemberg, 1:1 000 000, mit Gen. LVA Baden-Württemberg Nr. 5065/3040; thematisch ergänzt mit urgeschichtlichen Siedlungsdarstellungen durch W. Mähling); M: ca. 1/2.

Bronzezeit ist zu erkennen, daß die Besiedlung der Flur Matthurst über einen längeren Zeitraum aufrecht erhalten worden ist: von der spätesten Frühbronzezeit (A 2 nach Reinecke, A 3 nach Fischer) über die Hügelgräberbronzezeit der Stufe B, zumindest bis in die entwickeltere, mittlere Bronzezeit der Stufe C. Im Gegensatz zu einem nur schwächeren Siedlungsniederschlag in der Stufe A 2 und A 2/B 1 ist deutlich eine Häufung der Keramik im Abschnitt B/C festzustellen, während der Fundstoff der folgenden spätbronzezeitlichen Stufe D so gering wird, daß man einen Abbruch der Besiedlung, und vermutlich zugleich eine Verlagerung des Siedlungsplatzes – wie bereits angedeutet wurde – in Betracht ziehen muß. Es zeigt sich in der weiteren Entwicklung auch, daß die Siedlungskomplexe mit dem Ende der Stufe D ganz aufgegeben worden sind. Typische urnenfelderzeitliche Keramik fehlt bisher.

Die Frage nach einer Siedlungskontinuität seit dem späten Endneolithikum (Abb. 7) ist noch nicht eindeutig zu beantworten; sie ist nicht auszuschließen, obschon typische Siedlungskeramik der Übergangszeit bisher fehlt. Mit einem Zuzug von Neusiedlern, möglicherweise aus dem schweizerischen Mittelland, wird man ebenfalls rechnen müssen. Im ganzen ist die Gesamtbesiedlung in der frühen bis mittleren Bronzezeit am südlichen Ober- und nördlichen Hochrhein (Abb. 8) nicht sehr ausgeprägt. Es bestanden aber wohl ausreichende Beziehungen zwischen den kleineren und größeren Gruppen, daß die kulturelle Weiterentwicklung – wie sie sich in der Keramik abzeichnet – über einen längeren Zeitraum (A 2–D) fast völlig gleichmäßig verlaufen ist; lediglich modifiziert durch „Anregungen“ aus östlichen Kulturgebieten.

Literatur:

R. Dehn, Bronzezeit, Hallstatt- und Laténezeit im rechtsrheinischen Vorland von Basel; Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Band 47, Mainz 1981, S. 48 ff.; – **Fr. Fischer**, Die frühbronzezeitliche Ansiedlung in der Bleiche bei Arbon, Tg., 1971; – **W. Hirschberg**, Alfr. Janata, Technologie und Ergologie in der Völkerkunde. B.I. Hochschultaschenbücher Nr. 338, Mannheim 1966, S. 58 ff.; – **J. Hundt**, Älterbronzezeitliche Keramik aus Malching, Landkreis Griesbach, Bayr. Vorgeschbl. 27, 1962, S. 33 ff.; – **W. Pape**, **E. Sangmeister**, **Chr. Strahm**, Neolithikum und beginnende Bronzezeit im Hochrheintal und am südlichen Oberrhein. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Band 47, Mainz 1981, S. 14 ff.; – **W. Mähling**, Urgesch. Siedlungslandschaften in der Vorbergzone des südl. Oberrheins: das nördliche Markgräfler Hügelland; in: Das Markgräflerland, Heft 1/1982, S. 3 ff. – **Chr. Osterwalder**, Die mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura. Basel 1971 (Monogr. zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Band 19); – Ur- und frühg. Arch. Schweiz. Band III, Basel 1971, S. 5 ff. (Chr. Strahm, Die frühe Bronzezeit).

B. Grimmer

Frühurnenfelderzeitliche Grabfunde aus dem Breisgau

Mit zu den interessantesten Abschnitten der vor- und frühgeschichtlichen Forschung gehören die Übergangsbereiche zwischen den einzelnen Kulturen. Von diesen Übergangszeiten erwartet man Aussagen über das Ende und den Beginn, über Entstehung und Herkunft von Kulturen. Untersuchungen dieser Zeitabschnitte sollen so klären helfen, ob z. B. zwischen zeitlich aufeinanderfolgenden Kulturen eine ungebrochene Entwicklung zu verfolgen ist, oder ob Einflüsse aus verschiedenen fremden Gebieten einen Entwicklungsbruch zwischen „alter“ und „neuer“ Kultur bewirkt haben. Beschreibung, Definition und Interpretation dieser Abschnitte gehören daher oft zu den kompliziertesten Problembereichen der Forschung, aber eben auch zu den interessantesten.

Einer dieser Abschnitte ist der Übergang von der späten Bronzezeit zur Urnenfelderkultur, die frühe Urnenfelderkultur, die besonders im südlichen Oberrheingraben bisher zwar definiert, aber doch nur schwer zu fassen war, da es kaum Funde dieser Zeit gab. In den letzten fünfzehn Jahren konnten gleich mehrere dieser Zeitstufe angehörende Gräber und auch zugehöriges Siedlungsmaterial ausgegraben werden. Am Beispiel des Grabes von Bad Krozingen soll hier versucht werden, diesen Zeitabschnitt darzustellen und die Problematik der spätbronze-urnenfelderzeitlichen Entwicklung kurz zu umreißen.